# Eine Grafentochter.

Roman von Josephine Gräfin Schwerin.

1.

Seit einem Jahr bildete das Haus des Grafen Dagot den Mittelpunkt der vornehmen Geselligkeit in der Residenz. Die Familie Dagot gehörte zu dem höchsten Adel des Landes und besaß im Westen Deutschlands große Begüterungen, denen sich ausgedehnte Fabrikanlagen anschlossen. Die Gemahlin des Grafen war eine geborene Fürstin Holsten-Holstenburg, eine der reichsten Erbinnen Deutschlands. Man zählte ihn zu den Millionären und die fürstliche Pracht seines Hauses in der Residenz, der Glanz der dort stattfindenden Feste, die mit denen am Hofe wetteiferten, die Fülle der Juwelen, welche die Gräfin und Komtesse Melitta trugen, bestätigten diese Annahme. Um so angenehmer fiel die liebenswürdige Einfachheit auf, mit der die Familie sich in der Gesellschaft bewegte. Keine Spur von Adel- oder Geldstolz beeinträchtigte den angenehmen Verkehr mit ihnen, sie waren die freundlichsten Wirthe, zu dem jüngsten Lieutenant nicht [illegible] als [illegible] der vornehmsten Excel[illegible] umgebenden Reichthum [illegible] das so Selbstverständ[illegible]n, so wenig die Absicht [illegible] ihren Gästen gleichsam zur [illegible]llen, daß diese ihn nicht er[illegible]ondern nur als eine ange[illegible]gabe empfanden. Es gehörte [illegible] Ton, im Hause des Grafen [illegible]ite gemacht zu haben, zu den [illegible]chlichen Festen dort geladen zu [illegible], die einen Ruf in der Residenz hatten, eben weil sie nichts von dem Charakter offizieller Gesellschaften an sich trugen, deren sich die Gastgeber und Geladenen als einer lästigen Pflicht entledigen. In den weiten, lichten, glänzend geschmückten Räumen bewegte man sich frei und ungehindert und die größte Gesellschaft wurde dadurch niemals unbequem; es herrschte stets ein ungezwungener, behaglicher Ton, der Jedermann entzückte und zum Lobe der Gastgeber veranlaßte. Fand man den Grafen und [illegible] Gemahlin liebenswürdig, so gab es [illegible] den Männern Keinen, der nicht der [illegible]gen Gräfin Melitta seine uneingeschränkte Huldigung zu Füßen gelegt hätte. Sie selbst, die schöne, strahlende, sonnig leuchtende Erscheinung nahm diese Huldigungen zwar wie etwas Selbstverständliches, aber doch einfach, lächelnd, ohne einen besonderen Werth darauf zu legen, hin. Niemand hätte sich einer Bevorzugung rühmen können, wie denn auch eigentlich Niemand mit diesen Huldigungen eine tiefere Absicht verband. Es wären in dem ganzen Kreise der Herren, die das Dagot'sche Haus besuchten, ja auch vielleicht nur zwei oder drei gewesen, die es nach Rang, Stellung und Reichthum hätten wagen dürfen, als Bewerber um Gräfin Melitta aufzutreten, und überdies wußte man so gut als gewiß, daß sie mit ihrem Vetter, dem Grafen Ulrich Dagot auf Bohren, verlobt sei.

Diese interessanten Thatsachen hatte Lieutenant von Wolfsberg seinem soeben hierher versetzten Kameraden, dem jungen Lieutenant von Steinitz, mitgetheilt. Es war im Café Bernau, in der Regentenstraße, in dem die beiden jungen Offiziere seit einer halben Stunde eine Fensterecke einnahmen, von der aus sie das diese Hauptstraße zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen passirende elegante Publikum vortrefflich beobachten konnten.

„Versäumen Sie es also nicht, womöglich schon morgen bei Dagot's Visite zu machen," schloß Wolfsberg seinen Vortrag. „Sie werden dann wahrscheinlich auch noch zu übermorgen geladen, und gerade diese sogenannten kleinen Gesellschaften mit dem improvisirten Tanz sind famos."

„Ich weiß doch nicht," zögerte Steinitz, „ich wollte mich nur auf die nothwendigsten Besuche beschränken."

„Dieser ist eben der allernothwendigste," erklärte Wolfsberg, „unsere [illegible]nze haute v[illegible] vereinigt sich bei Dagot's, es wäre geradezu kompromittirend [illegible] einen Offizier, wenn er dort fehlte."

[illegible] Steinitz lachte. „Nun, nun!"

[illegible] Das können Sie nur bezweifeln, weil Sie das Dagot'sche Haus nicht kennen. Alle Welt geht hin und Sie würden sich um die reizendsten Stunden betrügen, wenn Sie sich eigensinnig ausschließen wollten — was auch ganz unmöglich ist. Ich begreife übrigens nicht, weshalb die schöne Gräfin heute hier nicht vorüber kommt, sie passirt sonst täglich um diese Stunde die Regentenstraße."

„Ist vielleicht auch bereits geschehen," meinte Steinitz.

„Da sieht man die Unschuld aus der Provinz," scherzte Wolfsberg. „Gräfin Melitta übersieht man nicht. Da, jene Dame dort links, ist die Frau des Oberst von Gradit," fuhr er eifrig fort, „die dort, mit der weißen Feder auf dem Hut; eine pompöse Frau, sehr gereifte Schönheit und sehr kokett, aber amüsant; dort, ihr auf dem Fuße folgend, die kleinen Blondinen unter den rothen Sonnenschirmen sind die allerliebsten Zwillingstöchter des Präsidenten von Eichstedt, ganz frisch aus der Pension gekommen, von einer verblüffenden Naivetät; da der Goldfuchs gehört dem Hauptmann von Lüren vom Königsregiment, famoses Thier, schade, daß er ihn nicht selbst reitet, er sitzt brillant zu Pferde."

So plauderte Wolfsberg noch eine Weile fort; Steinitz hörte zu und mußte gestehen, daß der Kamerad diesen Platz gut gewählt hatte.

Plötzlich beugte sich Wolfsberg vor: „Da, die Dagot'schen Rappen, sehen Sie genau hin."

Im scharfen Trabe sauste eine Equipage heran; ein offener, eleganter Wagen, herrliche Pferde, Kutscher und Bediente in einer Livree von vornehmer Einfachheit, in braun und gold.

„Rechts die Mutter, links die Tochter," erklärte Wolfsberg noch überflüssiger Weise.

In diesem Augenblick hielt der Wagen gerade gegenüber dem Café, vor einem Modemagazin. Der Diener sprang herunter, nahm mit gelüftetem Hut einen Auftrag in Empfang, verschwand hinter den Spiegelscheiben der Eingangsthür und kehrte nach einer Minute zurück; eine Bestellung an die Damen, dann schwang er sich auf den Bock und der Wagen rollte davon. Dieses Intermezzo war eben lang genug gewesen, damit Steinitz die beiden Damen hatte genau betrachten können. Die Gräfin, eine vornehme Frau in mittleren Jahren, mit einem edlen, schön gezeichneten Profil, Gräfin Melitta, in Form und Schnitt des Gesichts der Mutter unverkennbar ähnlich, nur ungleich schöner und mit dem ganzen Reiz voll erblühter Jugend geschmückt. Die blauen Augen blickten unter den gewölbten Brauen klar und groß hervor, es lag etwas Sonnenhaftes in diesen Augen, leuchtende Lebensfreude, sieghafter Stolz und gleichzeitig eine verheißungsvolle Tiefe, die auf das gespannt machte, was hinter dieser Oberfläche verborgen war. Die vollen Lippen schienen zu Lächeln und Heiterkeit geschlagen, Kinn und Wangen rundeten sich in weichsten Formen, und doch lag ein Zug in dem Gesicht, der auf Energie des Wollens und Denkens schließen ließ. Nicht daß Steinitz sich dieser Einzelheiten [illegible]fort bewußt geworden wäre, er em[illegible] nur den Gesammteindruck und die[illegible]ndend.

„Bei allen Heiligen, Steinitz, Sie haben Glück," rief Wolfsberg, daß die schöne Gräfin gerade hier, Ihnen gegenüber, halten muß, als ob sie ahnte, daß es galt, einen Ungläubigen zu bekehren. Denn, nicht wahr, man braucht sie doch nur zu sehen, um sofort zu ihren Bewunderern zu gehören?"

„Ja, sie ist schön," gab Steinitz zu, indem er sich erhob, „Sie haben nicht zu viel gesagt."

Am nächsten Tage gab Lieutenant Joachim von Steinitz seine Karte in dem Hause des Grafen Dagot ab, und wurde, wider sein Erwarten, angenommen. „Der Herr Graf bittet, einen Moment zu warten," lautete der Bescheid des Dieners, der ihn durch eine Zimmerreihe von fürstlicher Eleganz führte. Als dann der Diener die Thür hinter ihm schloß, hob sich eine Portiere an der entgegengesetzten Seite und ein blondgelockter Knabenkopf schob sich neugierig dazwischen. Als Steinitz lächelnd nickte, schlüpfte das Kind hinein, sah ihn aus großen Augen verwundert an und sagte: „Ich glaubte, es wäre Lieutenant von Lautern, mit dem schwatzt es sich hübsch, er ist so drollig."

„O, es thut mir leid, mein Kleiner, daß ich Dich enttäuscht habe. Aber vielleicht läßt es sich auch mit mir schwatzen," erwiderte Steinitz lächelnd. „Wie heißt Du denn?"

„Edwin Dagot," antwortete der Knabe mit Selbstgefühl, „und wie heißen Sie?"

„Joachim von Steinitz, Lieutenant im 10. Regiment," sagte Joachim amüsirt.

„O, das weiß ich, ich kenne doch die Uniform," meinte Edwin wichtig. „Weshalb sind Sie denn noch niemals bei uns gewesen?"

„Weil ich erst vor drei Tagen hierher gekommen bin; bis dahin stand ich in einer kleinen Garnison, 50 Meilen von hier."

„So? Ach, dann gefällt es Ihnen hier gewiß," sagte Edwin. „Die Stadt ist sehr schön, auf den Straßen und in den Läden giebt es so viel zu sehen, aber zu Hause — das heißt in Hohensichte — gefällt es mir noch besser, da habe ich einen Pony!"

„Potztausend, Du bist wohl ein kühner Reiter?" scherzte Joachim.

„Gewiß, und ich kutschire auch meinen kleinen Wagen, und wenn Melitta gut ist, fährt sie mit —"

„Das ist ja pompös."

„Ja wohl, und —"

In diesem Augenblick wurde die Portiere wieder zurückgeschlagen und Graf Dagot trat ein. Mit einigen entschuldigenden Worten seinerseits, daß er Steinitz habe warten lassen, war die Unterhaltung schnell eingeleitet. Einige Minuten später folgte die Gräfin mit Melitta. Man sprach eine Viertelstunde lang über die gleichgiltigsten Dinge, wie sie bei einer ersten Visite berührt zu werden pflegen, aber Steinitz hatte den Eindruck, daß jede Spur jener Steifheit fehlte, die sonst meistens bei einer solchen herrscht; man sprach, als ob man sich lange kenne. Der kleine Blondkopf war an seiner Seite stehen geblieben und er fuhr gelegentlich mit der Hand durch das weiche Lockenhaar.

„Edwin, Du belästigst den Herrn," sagte die Gräfin verweisend.

„O nein, Mama, es ist Herrn von Steinitz nicht unangenehm," behauptete der Knabe, „wir haben uns recht schön unterhalten —"

„Und gute Freundschaft geschlossen," versicherte Joachim.

Er brach nun auf; der Graf reichte ihm die Hand. „Ich hoffe, Sie öfter in unserem Hause zu sehen," sagte er freundlich, „wir leben sehr gesellig. Da giebt es ja gleich morgen eine kleine Gesellschaft bei uns, wenn Sie nichts Anderes vorhaben, so erwarten wir Sie um 8 Uhr zum Abendessen, dem wohl noch etwas Spiel und Tanz folgt, dies zu arrangiren ist die Sache meiner Tochter."

Joachim sagte gern zu: er meinte bemerkt zu haben, daß diese Einladung in Folge eines fragenden Blickes von Melitta erfolgt war, und das erfüllte ihn mit einem Gefühl von Stolz und Freude.

Bei dem Mittagstisch, den er mit den Kameraden theilte, kam ihm von allen Seiten die Frage entgegen: ob er bei Dagot's gewesen sei? der sich, als er bejahte, eine Reihe neuer anschloß: ob Komtesse Melitta nicht schön, die Gräfin das Musterbild einer vornehmen Frau, der Graf die Liebenswürdigkeit selbst sei? ob er den kleinen Salon nicht entzückend finde? ob er eine Einladung für morgen erhalten habe? So wirbelten die Fragen durcheinander, die er lachend alle mit Ja beantwortete und scherzend hinzufügte, gestern habe er geglaubt, Wolfsberg sei in die schöne Gräfin Melitta verliebt, heute müsse er dasselbe von allen hier versammelten Kameraden annehmen.

„Der Narben spottet, wer Wunden nie gefühlt," entgegnete Lieutenant von Ensrath, „in 8 Tagen werden Sie dieselbe Melodie singen, es ist einfach unmöglich, von Gräfin Melitta's Schönheit und Anmuth nicht bezaubert zu sein."

„Muß man denn aber nothwendig jedes schöne Mädchen lieben?" fragte Steinitz lächelnd, „ich finde das etwas unbequem, zumal wenn man so viele Rivalen hat, überdies einen berechtigten, wie mir Wolfsberg gestern sagte."

Alle lachten. „Kindliche Unschuld!" „Steinitz ist noch sehr jung!" „Himmelsappermont, er spielt den Kaltherzigen!" scholl es durcheinander.

„Kinder, seid doch ruhig!" sagte endlich Rittmeister von Herlitz, behaglich an seinem Bart zupfend. „Steinitz ist wahrscheinlich gefeit, solche junge feurige Seele meint, wenn sie Eine liebe, kein anderes Weib mehr schön finden zu dürfen. Später lernt sich das. Sagen Sie einmal, Steinitz, Sie haben wohl da dort, im Hinterlande, eine Braut zurückgelassen?"

„Behüte!" rief Joachim belustigt. „Das wäre! — ein armer Sekondelieutenant!"

„Nun, wir wollen das nicht so ernsthaft nehmen, irgend eine Liebste? Gestehen Sie nur!"

„Nein, nein, tausend Mal nein!"

„Wie er sich sträubt," lachte Wolfsberg, „als ob es ein Unglück oder ein Verbrechen wäre! Ihr Herz hat doch sicher schon ein oder ein paar Mal in lichterlohen Flammen gestanden."

„Nein," behauptete Joachim.

„Sie haben ewige Liebe geschworen, einen Kuß geraubt?"

„Nein," versicherte Joachim von Neuem; da plötzlich fiel ihm eine sehr thörichte Jugendgeschichte ein — sie war sehr dumm und kindisch, dennoch konnte er es nicht verhindern, daß ihm eine helle Röthe über Stirn und Wangen flog.

„Er erröthet!" riefen mehrere Stimmen auf einmal, „er muß beichten!"

„Ach, was ist da zu beichten, es ist nichts," sagte er, halb lachend, halb ärgerlich.

„Laßt ihn in Ruhe, Kinder, schaut seine jugendliche Schüchternheit," tönte des Rittmeisters Baß dazwischen. „Ich gehe noch auf eine Stunde zu Bernau, wer keinen Dienst hat, kommt doch wohl mit."

2.

Am nächsten Tage, pünktlich um 8 Uhr Abends — Wolfsberg hatte ihm gesagt, daß man dort Pünktlichkeit liebe — schritt Joachim die teppichbelegten Treppen des Dagot'schen Palais hinauf. Die Marmortreppen, die Topfgewächse auf den Absätzen derselben, die strahlenden Kandelaber, die Diener an der Hausthür, auf der Treppe, in der Vorhalle, in der Garderobe, am Eingang des Saales, alle in derselben Livree, braun und gold, alle mit ihrer leisen und stummen Beflissenheit, den Gast einzulassen, ihn hinauszuführen, des Mantels zu entledigen, Alles machte den Eindruck gediegensten, aber nicht aufdringlichen Reichthums und echter Vornehmheit.

Wieder öffnete ein Diener die Thür und Joachim trat in die Gesellschaftszimmer, eine Reihe glänzend erhellter, größerer und kleinerer Räume. Ueberall sah man reizend arrangirte Sitzplätze, kleinere und größere Gruppen von Divans, Sesseln und leichten Stühlen, bunt durcheinander geschoben, dazwischen geschmackvolle Blumenaufstellungen von Palmengewächsen und blühenden Pflanzen, nur schmückend, nirgends beengend; an den Wänden mächtige Spiegel, die das bunte Bild vielfach zurückwarfen und die Zimmerreihe zu verdoppeln schienen. Eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft hatte sich bereits versammelt, Joachim sah helle Damentoiletten, besternte und unbesternte Fracks und Uniformen in buntem Durcheinander. Er begrüßte einige Kameraden flüchtig, fand den Grafen im Gespräch mit mehreren älteren Herren, denen er ihn vorstellte, und drang dann bis in das dritte Zimmer zu der Gräfin vor, die einige liebenswürdige Worte mit ihm wechselte. Nicht weit von ihr saß Melitta, von einem Kreise junger Damen und Herren umgeben und erwiderte seinen Gruß mit einer freundlichen Neigung des Kopfes. Trotzdem die zwei Kamelien in ihrem Haar durch einen Brillantzweig gehalten waren und Brillanten ihr an Hals und Brust funkelten, hatte ihre ganze Erscheinung doch nur etwas einfach Anmuthiges.

Joachim hatte bald einige Bekannte gefunden, mit denen er plauderte. Die Diener reichten unterdeß Thee und Erfrischungen herum, man bewegte sich ungezwungen durch einander, und er fand bestätigt, was ihm neulich Wolfsberg von dem liebenswürdigen Ton dieses Hauses gesagt hatte.

Da schlugen die breiten Flügelthüren, die fast die ganze Wand des einen Zimmers einnahm, auseinander: in dem anstoßenden Eßsaal waren die Tafeln gedeckt. Herrliches Geräth, gediegenes Porzellan, echt venezianische Gläser und Weinkannen, eine Fülle von Silbergeschirr und prächtigen Tafelaufsätzen, dazwischen üppige Blumengruppen, schmückten die Tische, die von auf silbernen Armleuchtern flammenden Kerzen erhellt waren. Zwei mächtige venezianische Kronleuchter hingen von der Decke herab, aus deren, von gratiösem Rankenwerk umgebenen buntfarbigen Kelchen ebenfalls unzählige Kerzen ihr Licht ergossen. Es war ein feenhafter Anblick, den Joachim eine Sekunde voll genoß.

„Nicht wahr, es ist großartig," erklang Wolfsbergs Stimme neben ihm, „doch engagiren Sie sich schnell zu Tische, die Plätze sind nicht bezeichnet, man setzt sich, wie man eben will; ich denke, wir bleiben zusammen, dort an der dritten Tafel."

Joachim ließ den Blick suchend über den Saal schweifen, doch noch ehe er auf eine der blonden Fräulein von Eichstedt, die er in's Auge gefaßt hatte, zugeschritten war, stand Melitta vor ihm.

„Wollen Sie mich zu Tische führen?" fragte sie leise, „ich bin noch nicht engagirt."

„Sie sind zu gütig, gnädigste Gräfin," antwortete er bestürzt und empfand zu seinem Aerger, wie ihm dabei das Blut in die Wangen stieg.

Wie kam er nur zu dieser Auszeichnung? Melitta schien etwas von seinem Erstaunen zu bemerken, denn sie sagte lächelnd:

„Ich muß Sie, wie es scheint, an meine Seite zwingen, wenn ich ein Wort mit Ihnen reden will. Sie haben mich bisher consequent vermieden."

„Ein fest geschlossener Kreis umgab Sie, gnädigste Gräfin," entgegnete er, „in dem ich so viele hervorragende Persönlichkeiten entdeckte, daß ich als ein Fremdling ihn nicht zu durchbrechen wagte. Später, beim Tanz, hätte ich es sicher mir erlaubt, Sie wenigstens um eine Extratour zu bitten."

„O, ein Mann muß nicht allzu wenig Selbstgefühl haben," scherzte sie, „zu einer guten Unterhaltung trägt der Name nichts bei und der einzige Zweck einer Gesellschaft ist doch nur der, sich recht zu amüsiren."

Sie hatten unterdessen den Eßsaal erreicht und Melitta wies auf einige freie Plätze in der Mitte einer Tafel.

„Hier wollen wir uns setzen."

Während sie noch die Stühle rückten, ging Wolfsberg an ihnen vorüber und flüsterte Joachim zu: „Potztausend, Steinitz, Sie treffen in's Schwarze."

Joachim antwortete nur mit einer Kopfbewegung; es amüsirte ihn, den Kameraden erzählen zu können, welch' große Auszeichnung ihm zu Theil geworden war.

Es hatte sich rasch zwischen den Nächstsitzenden eine lebhafte Unterhaltung entsponnen, es wurde gescherzt und gelacht, und Melitta gehörte zu den Heitersten. Sie hatte aus der vor ihr stehenden Majolikavase eine Rose gezogen und hielt sie spielend in der Hand. Plötzlich wandte sie sich zu Joachim und sagte:

„Wissen Sie auch, daß Sie gestern eine Eroberung gemacht haben, Herr von Steinitz?"

„Keine Ahnung," versicherte er.

„Mein kleiner Bruder schwärmt für Sie. Er hatte gestern tausend Dinge von Ihnen zu erzählen und wollte heute durcheus von Mama die Erlaubniß erbetteln, in die Gesellschaft kommen zu dürfen, um Ihnen „Guten Abend" zu sagen."

„Die er nicht erhielt? Wie grausam!" rief Joachim. „Sie werden es begreiflich finden, gnädigste Gräfin, daß ich für meinen so schnell gewonnenen kleinen Freund Partei nehme."

„Sie werden ihn zu anderer Stunde ja noch öfter wiedersehen; heute hat er mich beauftragt, Sie zu grüßen und wird mich morgen sicher sofort fragen, ob ich es gethan. Edwin hat sehr ausgeprägte Sympathien und Antipathien, er empfindet genau, wer Kinder gern hat."

„Ich habe in meinem Elternhause gelernt, mit Kindern umzugehen," meinte Joachim.

„So haben Sie Geschwister?" fragte Melitta.

„Wir sind in Summa zehn," berichtete Joachim heiter, „sechs Brüder und vier Schwestern."

„Und Sie wohl gar der Aelteste?"

„Nein. Ich habe noch einen älteren Bruder, der ebenfalls Officier ist, und eine ihm folgende Schwester, ein gutes kleines Hausmütterchen, von uns Allen um ihrer herzlichen Eigenschaften willen Tante Lotte genannt — sie heißt Charlotte. Die mir im Alter folgenden drei Geschwister sind sehr jung — ich erinnere mich dessen kaum mehr — an einem Tage am Scharlachfieber gestorben, — und dann kommt die Schaar der jungen Sechs von sechszehn bis zu sechs Jahren herab, ein lustiges Völkchen."

„Wie reizend, eine so große Familie!" rief Melitta, „welch' frohes, lautes Leben muß es da geben, welche Freude, die Verschiedenheit der Individualitäten zu beobachten. Wie glücklich müssen Sie in Ihrem Elternhause sein, von den Geschwistern geliebt und in der leuchtenden Uniform natürlich verwöhnt und bewundert."

Joachim lachte. „Sie sehen nur die Lichtseiten, gnädigste Gräfin, wir sind allerdings froh und glücklich zusammen, allein, wir armen Aeltesten sollten dann auch gewaltig vernünftig sein, ein Vorbild für die Schaar der Heranwachsenden, und jeder dumme Streich war von jeher ein Staatsverbrechen. Mein Bruder und Tante Lotte sind so entsetzlich vernünftig veranlagt, daß es ihnen nicht schwer wird, Mustermenschen zu sein; ich —" er zuckte die Achseln, „habe manchmal allerlei thörichte Ideen gehabt, die zur blassen Alltäglichkeit nicht passen, dann wurde ich immer von meinen Eltern aus meinen Träumen geweckt mit der Mahnung, welche Pflichten ich gegen meine jüngeren Geschwister hätte."

Melitta lächelte. „Sie sind also ein Idealist; wie mich das freut! Ich glaubte fast, es gäbe deren unter den Männern unseres Zeitalters nicht mehr. Sie sind so praktisch geworden, so nur auf die materiellen Seiten des Daseins gerichtet, so egoistisch. Doch gerade der Idealismus kann sich am schönsten in einem großen Familienkreise, in der Hingabe des Einen für den Anderen bethätigen. Ach, wie sehr habe ich mir immer einen großen Geschwisterkreis gewünscht."

„Sie haben ja Edwin, Gräfin, und der schöne und liebenswürdige Knabe ist gewiß Ihr Herzblatt."

Melitta nickte. „Natürlich. Er ist der Liebling der Eltern und der meine. Er, der einzige Sohn, der Majoratsherr, denken Sie einmal, welche Ausnahmestellung! Und ich, die einzige Tochter, ebenfalls wieder etwas Besonderes, ebenfalls wieder verwöhnt. Ich wünschte mir ältere Brüder, die mein Stolz sein könnten, Schwestern, in denen ich ganz aufgehen, mit denen ich das ganze innere und äußere Leben theilen könnte."

„Für diese würde ja wohl eine gute Freundin Ersatz bieten können," meinte Joachim.

Melitta schüttelte den Kopf. „O nein, eine Freundin habe ich nie gehabt, wünsche sie mir auch nicht. Ich habe die jungen Mädchen hier alle gern, aber Freundschaft, Vertrauen! ach, wie leicht löst sich das durch Neid und Eifersucht, wenn nicht die Natur die Herzen verbindet. Ich habe nie das Verlangen nach einer Freundin empfunden. Aber von Ihren Schwestern müssen Sie mir noch viel erzählen," fügte sie hinzu, als nun oben die Stühle gerückt wurden. „Gleichen sie Ihnen?"

Joachim machte ein komisch bedenkliches Gesicht.

„Die Bescheidenheit gebietet mir Nein zu sagen, denn sie sind alle sehr hübsch, die Wahrheitsliebe verlangt ein Ja, denn alle Leute erstaunen über die Aehnlichkeit von Margarethe und Adele mit mir — leider sind es gerade die beiden hübschesten!"

„Wie unangenehm!" spottete Melitta lachend. Auch Joachim lachte und so hatten sie in der heitersten Stimmung den Saal erreicht.

Melitta zog ihren Arm aus dem seinen und sagte:

„Meine Pflicht hält mich jetzt bei den alten Herrschaften fest, doch der Tanz führt uns heute Abend wohl noch öfter zusammen."

Sie verabschiedete ihn mit einem freundlichen Kopfnicken, und Joachim mischte sich in der besten Stimmung in den Kreis der Jugend.

„Nun, Sie Undankbarer," empfing ihn Wolfsberg, „habe ich Sie deshalb beinahe mit Gewalt zu dem Besuch hier veranlassen müssen, damit Sie junges Blut gleich am ersten Abend uns alten Stammgästen die Perle wegfischen? Ist das Dankbarkeit? Ist das Bescheidenheit?"

Joachim hob die Schultern. „Beklagen Sie sich bei Gräfin Melitta, sie hat mich engagirt, nicht ich sie!"

„Ah! Nun, das sieht ihr ähnlich. Immer das Absonderliche, das Ungewöhnliche, was Niemand von ihr erwartet hat. Uns, die wir seit Jahr und Tag ihre Verehrer sind, läßt sie unbeachtet und wählt sich selbst einen unbekannten Jüngling, der noch nicht zu ihrer Fahne geschworen hat. Nun, bilden Sie sich nicht zu viel darauf ein, Steinitz, eine wirkliche Bevorzugung hat sie noch Keinem zu Theil werden lassen."

„Fürchten Sie nichts von meiner Eitelkeit," versicherte Joachim, „und beneiden Sie mich nicht; schöne Frauen haben Launen, und eine solche führte die Gräfin heute mir entgegen."

Alsbald rief einer der leichtbeschwingten Strauß'schen Walzer die Jugend zum Tanz. Joachim zögerte einen Moment; die letzten Worte der Gräfin berechtigten ihn vollständig, sie sofort zu engagiren, doch scheute er die Spöttereien Wolfsbergs, die, trotzdem sie mit lächelndem Munde gesprochen wurden, doch nicht ganz harmlos waren, sondern einen gewissen Neid auf die ihm zu Theil gewordene Gunst verriethen. So wandte er sich diesmal wirklich dem Fräulein von Eichstedt zu und flog im raschesten Tempo mit der kleinen Blondine durch den Saal, bis diese ihm zuflüsterte: „Ich kann nicht mehr."

Sie sank athemlos auf einen Stuhl und sagte ein wenig geärgert:

„Sie tanzen so wild, Herr von Steinitz; bei uns ist man daran gar nicht gewöhnt."

Joachim empfand eine Ueberhebung der kleinen Residenzlerin gegen den eben erst aus der Provinz gekommenen Lieutenant, das reizte ihn, und so antwortete er mit einer leichten Verbeugung:

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiges Fräulein, in mir wecken diese zauberischen rhytmischen Klänge stets etwas von bacchantischem Taumel, sie zwingen mich, Erdenleid und Erdenschwere zu vergessen und mich, wie dermaleinst die Götter, dem Rausch der Freude, der stürmischen Bewegung hinzugeben. Doch will ich mich bemühen, zu lernen, daß man in den geheiligten Hallen der Residenz unter Tanz nur ein bescheidenes Sich-im-Kreise-drehen versteht."

Die kleine Eichstedt machte ein halb erschrockenes, halb beleidigtes Gesicht. Wollte er sie verspotten oder war er ein so wilder, gefährlicher Mensch? Jedenfalls hatte man sich vor ihm zu hüten, und er sah doch so harmlos aus!

Da kam Lieutenant von Frankenstein, mit dem verständigte sie sich schon besser, er walzte reizend.

Joachim blickte suchend umher, er wäre ein Thor gewesen, noch länger zu zögern, dort saß Melitta, nun stand er vor ihr, sie lächelte und dann flogen sie durch den Saal wie auf Flügeln, einmal und noch einmal und zum dritten Mal; er tanzte nicht minder stürmisch als vorher, und doch schien Melitta nicht einmal schneller zu athmen und die Röthe ihrer Wangen war um keinen Schatten erhöht, als er endlich an ihrem Platze still hielt.

„Sie tanzen vortrefflich," sagte sie, „gar nicht conventionell, sondern mit innerer Freude daran. In solchem Fall hat der Tanz, über den die blasirten Leute lächeln, wie über eine kindische Thorheit, etwas Entzückendes. Er ist wie ein göttlicher Rausch."

„Dieses gütige Lob tröstet mich vollkommen über die Ungnade des Fräulein von Eichstedt, die ich mir soeben durch meinen „wilden Tanz" zugezogen habe," entgegnete Joachim.

„Ach, die kleine Else," lachte Melitta, „gerade so blond wie ihre Haare sind auch ihre Gedanken und Empfindungen. Sie würde sich entsetzen, wenn sie mich von dem „göttlichen Rausch" sprechen hörte. Für die sind Sie kein Tänzer!"

Joachim tanzte an diesem Abend noch wiederholt mit Melitta und bewundernde Blicke folgten ihnen. Sie paßten vortrefflich zu einander und es schien, als ob Beide sich mit Wonne dem Vergnügen hingaben.

„Ihr sollt einmal sehen, Kinder," sagte Wolfsberg zu seinen Kameraden, „dieser Sohn der Provinz, den wir unter unsere Flügel nehmen zu müssen glaubten, wird uns Allen den Rang ablaufen. Er scheint ja ein wahres Genie der Courmacherei zu sein; wer ihm das angesehen hätte!"

3.

Der Gerichtsrath von Steinitz, Joachims Vater, war ein braver, tüchtiger Charakter, ein Mann von streng rechtlicher Gesinnung, ein pflichttreuer Beamter und eifriger Arbeiter, ohne hervorragende Anlagen und ohne gewaltig drängenden Ehrgeiz. Ein sehr bescheidenes Kapital, das er besaß, hatte es ihm ermöglicht, schon als Assessor ein armes Mädchen zu heirathen. Die sparsame junge Frau hatte mit den geringen Mitteln einen einfachen, aber doch immerhin anständigen Haushalt zu erhalten vermocht. Im Laufe der Jahre war dann Herr von Steinitz Rath geworden, sein Gehalt war demgemäß bedeutend gewachsen, aber die Schaar der Kinder hatte mehr Beschränkungen als zuvor gefordert. Den Eltern war es nicht schwer geworden, sich zu bescheiden; sie hatten es auch verstanden, ihre Kinder mit geringen Ansprüchen zu erziehen, und so empfanden auch diese kaum ein Entbehren in dem einfach bürgerlichen Haushalt. Die Geschwister liebten sich, waren mit einander froh und fühlten sich in den engen Grenzen ihres Hauses wohl und zufrieden.

Als der älteste Sohn das Cadettencorps verlassen hatte, bedurfte er nur einer geringen Zulage, um ohne Schulden leben zu können.

Joachim war bei Weitem höher beanlagt als sein Bruder, und die Mutter, die auf diesen Sohn mit den schönen, offenen Zügen und den gewandten Formen stolz war und die Schnelligkeit seiner Auffassung und seines Lernens bewunderte, wünschte, er möge studiren; sie erwartete von ihm, daß er ein Licht der Wissenschaft werden oder ein hohes Staatsamt bekleiden solle. Doch der Vater wollte auf diesen Plan nicht eingehen. Einerseits erklärte er, nicht die Mittel zu einem jahrelangen Studium zu haben, auch dieser Sohn müsse so schnell wie möglich im Officierstande auf eigenen Füßen stehen und mit derselben kleinen Zulage, die Leo, der Aelteste, erhielt, auszukommen lernen. Andererseits aber sah er in einer gewissen idealen Richtung, die er genommen, eine Gefahr, die sich in dem Studentenleben nur vergrößern könne. Er konnte einen großen Theil der Schiller'schen Trauerspiele auswendig und führte hier und da einmal einige Scenen aus denselben auf, indem er die verschiedenen Rollen durch den Wechsel der Stimmen und des Pathos charakterisirte; er studirte mit glühendem Enthusiasmus den amerikanischen Freiheitskrieg und nannte Washington sein Ideal; es geschah einmal, daß er sein kleines Taschengeld schon in den ersten Tagen des Monats ohne Ueberlegung einem Bettler gab und einmal nahm er für einen jüngeren Mitschüler, der seiner Meinung nach ungerechter Weise bestraft war, Partei gegen den Lehrer, und zog sich dadurch einen Tag Karzer zu; das Alles waren nach seines Vaters Meinung bedenkliche Anzeichen, die dem nüchternen Manne nicht gefielen.

„Bringe Joachim unter Studenten, so wird er mit seinem leidenschaftlichen Temperament und seinen unpraktischen Ideen zu allerlei Thorheiten und Ausschreitungen veranlaßt, die uns vielerlei Sorgen bereiten und ihn für das reale Leben immer untauglicher machen würden," sagte er, „ich hoffe, im Officierstande soll sich manches verlieren, was mir nicht gefällt, abschleifen, er wird da lernen, wie man durch die Welt kommt und daß die Phantastereien zu nichts nützen."

So trat Joachim ebenfalls in den Militärstand — nicht eben gegen seinen Wunsch; denn obgleich er sich's in seinen Träumen besonders schön gedacht hatte, ganz der Wissenschaft zu leben, so lockte seinen jugendlichen Sinn doch die bevorzugte Stellung des Officiers. Sein Regiment garnisonirte in einer Provinzialstadt und er war bald in der dort herrschenden Geselligkeit einer der Flottesten, mit allen Kameraden auf dem besten Fuße stehend und als Liebling der Damen von diesen verwöhnt.

Hier und da erschien ihm wohl einmal das ganze Treiben recht schaal und flach, es dünkte ihn, als müsse er sich zu irgend einer großen That aufschwingen, die ihn über die Nüchternheit des Daseins und über die dumpfe Menge erhöhe. Er grübelte dann einige Tage, versuchte es, sich durch die Lektüre seines geliebten Schiller zu einer solchen großen That zu begeistern, oder las wohl gar ein paar Kapitel im Schopenhauer — und dann plötzlich warf er wieder alle diese Schwärmerei und Grübelei über den Haufen und stürzte sich mit neuer Lust in den Strom des Lebens.

So waren einige Jahre vergangen. Als er im Laufe derselben einmal auf Urlaub in seinem Elternhause gewesen, hatte sein frisches und fröhliches Wesen, seine gewandten Formen, die Lebhaftigkeit, mit der er zu erzählen verstand, die gute Laune, mit der er an den Spielen der Kinder theilnahm, alle Familienglieder gleich sehr befriedigt. Seine Garnison lag ziemlich entfernt von dem Wohnort seiner Eltern, der Vater fand die häufigen, kostspieligen Reisen thöricht, zu dergleichen, nicht eben nothwendigen Ausgaben reichten auch die Mittel kaum, und so war es bei diesem einen Besuch geblieben.

Da erhielt Joachim ganz unerwartet ein mehrjähriges Commando nach der Residenz. Es war eine Auszeichnung, da man zu demselben gewöhnlich ältere Officiere und nur besonders bevorzugte wählte. Joachim war glücklich, eine neue Welt, voll lauten Lebens und fremder Genüsse lag vor ihm. In dieser Stimmung theilte er seinen Eltern das Ereigniß mit. Der Vater selbst, der nur selten schrieb, antwortete ihm diesmal. Er sprach seine Befriedigung über die dem Sohne zu Theil gewordene Auszeichnung aus und fügte hinzu, er wünsche, daß Joachim selbst die Sache auch nur von dieser Seite betrachten möge. Es scheine, als ob er vorläufig nur berauscht von der Aussicht sei, sich den Freuden des großstädtischen Lebens hinzugeben. Er möge nicht vergessen, daß diese sehr kostspielig seien, daß das theure Leben in der Residenz eine doppelte Sparsamkeit für ihn nöthig machen werde und daß, wenn er den Pflichten seines Standes genüge, seine Mittel wohl bald erschöpft sein und zu keinerlei besonderen Genüssen ausreichen möchten.

„Ich hoffe, Du wirst es immer vor Augen behalten, mein Sohn," schloß der Brief, „daß Deine Verhältnisse Dir Beschränkungen auferlegen, daß die Zulage, die Du erhältst, bitter schwer von mir und Deiner Mutter erspart werden muß und daß Du jetzt und später Pflichten gegen Deine jüngeren Geschwister hast, denen Ihr Aeltesten das Vorbild eines soliden und rechtschaffenen Wandels geben sollt."

Dieser Brief wirkte auf Joachim wie ein Sturzbad; alle Freude war erloschen und wieder standen die kalten Worte: Pflicht, Beschränkung, vor ihm. Er reiste mit dem Entschlusse ab, vollständig zurückgezogen in der Residenz zu leben, sich in seinen Mußestunden nur der Lektüre und allerlei Studien zu widmen, die ihm vielleicht einen Weg weisen würden, auf dem sich die plötzlich wieder jäh aufflammenden weltverbessernden Ideen verwirklichen ließen. Wie ihm eben ein unerbittliches Schicksal zurief: Entbehren sollst Du, sollst entbehren, so stand es grausam fordernd vor Millionen, die mit berechtigtem Neid und Groll zu den wenigen Bevorzugten emporsahen, denen das Leben Glück und Genuß bot; das war hart und unangenehm, lag nicht in dem Plan des Schöpfers, sondern war eine widersinnige Verschiebung der Verhältnisse.

Mit diesen grollenden Empfindungen, die er sich verallgemeinerte und die doch nur sehr persönlicher Natur waren, reiste er seinem neuen Bestimmungsorte entgegen. Dort trat er in den fröhlichen Kreis der Kameraden, die Fülle der Eindrücke, welche das bunt bewegte Leben der Residenz ihm entgegenbrachte, drang mächtig auf ihn ein und verjagte schnell einen jener grauen und trüben Gedanken nach dem anderen. Dann kam der berauschende Abend in dem Dagot'schen Hause und alle Trauer um das Loos der Armen und Elenden, alle Grübeleien über eine neue Weltordnung waren verflogen wie die Wolken vor dem Sonnenschein.

Melittas Bild begleitete ihn nach Hause; hell erleuchtete Säle, frohe Tanzmusik, in Blumenpracht prangende Gärten, Gesang von Engelstimmen mischten sich in seinen Träumen zu bunten Bildern durcheinander; als er aber am nächsten Morgen, aus dem Schlafe erwachend, die Augen öffnete, sah er eine in weiße, duftige Spitzen gehüllte graziöse Gestalt vor sich, einen kleinen Kopf auf stolz gehobenem Nacken, mit hellbraunen Haaren, auf denen es wie lichter Goldglanz lag und aus dessen feinen, vornehmen Zügen die Augen in einem wunderbar tiefen Blau hervorleuchteten.

Er konnte das Bild in der folgenden Stunde nicht bannen, wollte es vielleicht auch nicht. Er lächelte vor sich hin über die wunderbare Macht, welche die Schönheit auf ein verständnißvolles Auge und Gemüth übt. Und warum soll man sich ihr nicht hingeben? meinte er, die Schönheit ist darum vom lieben Gott in die Welt gesetzt, daß man sich an ihr erlabt und erfreut, gleichviel, ob es nun eine schöne Landschaft, ein schönes Kunstwerk oder ein schönes Menschenkind ist, an dem man sein Auge erquickt. Melitta! welch' reizender, fremdartiger Name! Für Viele würde er lächerlich und gesucht klingen, für die Gräfin ist er wie geschaffen, weich und wohllautend. Es wäre beleidigend, wenn sie einen jener verbrauchten Namen trüge, die man auf jeder Straße hören kann.

Dann kam der Dienst, der fröhliche Mittagstisch mit den Kameraden, dies und das, was die Erinnerung an den gestrigen Abend und die Gräfin verdrängte. Doch nicht so vollständig, daß sie nicht wiedergekehrt wäre und ihn schon nach zwei Tagen dringend gemahnt hätte, daß Melitta ihm beim Abschied gesagt: „Ich werde Edwin morgen von Ihnen grüßen, bis Sie selbst kommen, um ihm Guten Tag zu sagen."

Wieder muthete ihn die vornehme Harmonie, welche jeden Winkel des Dagot'schen Hauses zu erfüllen schien, an, als er die Treppe emporstieg; nichts von der kalten Pracht, welche den Reichthum aufdringlich zur Schau stellt, Alles schien hier an seinem Platz, selbstverständlich und nothwendig.

Er hatte den Diener mit seiner Karte hineingesandt, dem Rückkehrenden stürmte Edwin voran. Er sah in dem dunkelblauen Sammetanzug, mit den langen, goldblonden Locken, wie einer der Edelknaben aus, die man bisweilen auf Gemälden sieht.

„Da sind Sie, das ist schön," rief er, Joachim die Hand reichend, „Melitta sagte, Sie würden bald kommen und ich dürfte Ihnen dann Alles zeigen. Das Bild von Hohensichte, den Cäsar — das ist meine schöne Dogge, und meine Soldaten und — und — nun eben Alles."

„Gewiß, Edwin, das sollst Du," versprach Joachim dem Knaben, der ihn an der Hand festhielt und ihn mit sich in das Zimmer zog, „nur mußt Du mir erlauben, erst einmal Papa und Mama und Deine Schwester zu begrüßen. Solch' ein kleiner Mann muß ein wenig Geduld lernen."

Edwin erröthete und verzog das Gesicht schmollend.

„Ei, Edwin, hast Du mir das übel genommen?" scherzte Joachim. „Solch' ein Einziger ist wohl ein kleiner, verwöhnter Prinz. Sieh' einmal, als ich so ein kleiner Bursche war, wie Du, hatte ich eine Schaar von Geschwistern, die nicht viel älter und nicht viel jünger waren, als ich. Da mußte ich den älteren alle Vorrechte lassen und für die jüngeren ein Vorbild in allem Guten sein."

Edwin sah ihn mit großen Augen an. „Dann waren Sie wohl immer recht traurig?"

Joachim lachte. „O bewahre, mein Junge, im Gegentheil, immer sehr vergnügt."

Unterdessen hatten sie das Wohnzimmer erreicht, wo die Gräfin und Melitta ihn empfingen.

„Der kleine Aufdringling hat Sie gleich in Beschlag genommen, entschuldigen Sie es nur," sagte die Gräfin.

Joachim erklärte, die Freundschaft sei eine durchaus gegenseitige und er freue sich bereits darauf, durch Edwin Hohensichte wenigstens im Bilde kennen zu lernen.

Das Herz der Gräfin hatte er durch diese Freundlichkeit zu ihrem Liebling schon gewonnen.

Nachdem noch einige Worte gewechselt worden, bat er um die Erlaubniß, jetzt Edwin's Wünschen willfahren zu dürfen. Des Knaben Augen glänzten auf und er zog Joachim rasch mit sich fort in sein Zimmer. Kaum, daß sie dasselbe betraten, als auch Melitta ihnen folgte.

„Sie dürfen Hohensichte nicht ohne mich sehen, ich will Ihnen die Erklärungen dazu liefern," sagte sie.

Und so geschah's. In anmuthiger Weise erzählte sie ihm von Garten und Park, von ihren Lieblingsplätzen und Spaziergängen, von den großartigen Fabrikanlagen in der Nähe, und er hörte aufmerksam zu, weniger weil es ihn interessirte, was sie erzählte, als weil er dem Klange ihrer Stimme lauschte, und während sie den Kopf über die Bilder gebeugt hatte, ihr schönes, feines Profil betrachten konnte.

Mit Cäsar schloß Joachim sofort Freundschaft; das schöne Thier schmiegte sich vertrauend an ihn und ließ sich von ihm den Kopf streicheln. Dann holte Edwin seine Soldaten und Joachim ließ sie von ihm zum Parademarsch aufstellen und lehrte ihn die richtigen Kommandos.

Endlich sprang er auf; die Zeit war im Sturm verlaufen, er mußte gehen. Edwin lief mit hochrothen Wangen ihm voraus und rief: „Mama, Herr von Steinitz hat mich so viel gelehrt, ich kann nun kommandiren wie ein Offizier, und er sagt, ich soll bei ihm mit einem kleinen Gewehr exerziren."

(Fortsetzung folgt.)

— „Ganz mein Fall!" sagte der Sonntagsreiter, der vom Pferde gestürzt war, da fiel auch sein College herunter.

## Die Juden in Amerika.

In dem amtlichen „Jahresbericht" der jüdischen Gesellschaft wird die Anzahl der gegenwärtig in den Ver. Staaten ansässigen Juden auf 400,000 angegeben, eine überraschend kleine Zahl, wenn man den großen Einfluß in Betracht zieht, welchen sie hier zu Lande in Handels- und Finanzangelegenheiten besitzen. Ueberdies ist die Mehrzahl der Juden erst vor verhältnißmäßig kurzer Zeit nach den Ver. Staaten eingewandert. Im Jahre 1850 gab es in unserem Lande nur 56 jüdische Gemeinden, während ihre Anzahl im letzten Jahre bis auf 350 mit einer Mitgliederzahl von mehr als 20,000 Familien gestiegen ist.

Die ersten Juden kamen bereits im Jahre 1649 nach New York und breiteten sich von dort aus nach Newport, Philadelphia, Charleston und Savannah aus, obgleich sie nirgends von den Colonisten mit großer Vorliebe aufgenommen wurden. Zu jener Zeit hatten in Maryland nur Christen religiöse Freiheit, in Pennsylvanien durften nur anerkannte Christen öffentliche Aemter verwalten, und in den Colonien von Neu England, New Jersey, den Carolinas und Georgia mußte Jedermann bei Strafe eine christliche Kirche besuchen.

In Delaware durfte nur Derjenige Beamter werden, welcher an die heilige Dreieinigkeit glaubte, und in der Colonie New York wurde den Juden das Vorrecht untersagt, bei der Wahl der Colonialvertreter mitzustimmen. Erst im Jahre 1785, als in Virginien Jeffersons berühmte Acte über „religiöse Freiheit" angenommen wurde, wurde es in jenem Staate den Juden möglich, sich einigermaßen der Glaubensfreiheit zu erfreuen. In Nord Carolina indessen war es noch bis zum Jahre 1826 verboten, einen Juden für ein öffentliches Amt zu erwählen, und in Maryland wurde zu derselben Zeit ein Jude zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt, weil er über Jesus „wegwerfend" gesprochen hatte. In New Hampshire mußten noch bis zum Jahre 1877 alle diejenigen Candidaten, welche sich um Staatsämter bewarben, Protestanten sein, da sie sonst der Constitution des Staates gemäß nicht wählbar waren.

Die Unduldsamkeit gegen die Juden machte sich sogar noch während des letzten Bürgerkrieges in den Ver. Staaten geltend, als Gen. Grant den Befehl erließ, daß alle Juden aus seinem Militär-Departement vertrieben werden sollten.

Rabbi Joseph Krauskopf, ein Sachverständiger, der die obigen Angaben im „Jews' Annual" veröffentlicht hat, bemerkt zugleich, daß das eigentlich amerikanische Judenthum sich in seinen Grundsätzen wesentlich von dem europäischen unterscheidet. Die amerikanischen Juden sind in der Regel fortschrittlich gesinnt, und auf einer Versammlung ihrer Rabbis im Jahre 1885 in Pittsburg wurde u. A. der Grundsatz aufgestellt, daß nur die sittlichen Vorschriften des Pentateuchs für die Juden der Gegenwart bindend sind. Auch sollten künftighin nur noch solche religiöse Ceremonien statthaft sein, welche das menschliche Leben veredeln und heiligen, alle anderen Ceremonien sollten als unvereinbar mit den Ansichten und Gewohnheiten der modernen Civilisation verworfen werden. Die mosaischen und rabbinischen Gesetze in Bezug auf Kost und Nahrung und auf die Reinheit und Kleidung der Rabbiner wurden als unvereinbar mit unserer gegenwärtigen geistigen Entwickelung bezeichnet; die Hoffnung auf den Messias der Juden wurde dahin modificirt, daß dieselbe nicht in der Erwartung eines neuen Reiches Israel unter einem Sohne Davids und in einer neuen Trennung der Völker, sondern in der Errichtung eines Reiches der Wahrheit, Gerechtigkeit und des Friedens bestehe. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele wurde bestätigt, doch wurde der Lehrsatz von der Auferstehung und der ewigen Höllenstrafe als unvereinbar mit den Lehrsätzen des reinen Judenthums verworfen. Auf derselben Synode erklärte der Rabbi Dr. Köhler die Beschneidung erwachsener Proselyten als eine barbarische Handlung. Schon 15 Jahre vorher hatte der bekannte Rabbi Dr. Wise erklärt, daß die Beschneidung Erwachsener behufs Aufnahme in die jüdische Glaubensgenossenschaft nicht nothwendig sei.

Nach dem oben erwähnten „Jews' Annual" hat sich die Anzahl der israelitischen Sabbathschulen in dem letzten Jahre um volle zehn Procent vermehrt, und die Errichtung neuer israelitischer Gemeinden in den Ver. Staaten komme jetzt „beinahe jeden Tag" vor. Die Nachfrage nach akademisch gebildeten Rabbis sei mit jedem Tage in der Zunahme begriffen, und die vielen Tempel, Schulen und wohlthätigen Anstalten, sowie die von den Juden errichteten Clubhäuser legen ein beredtes Zeugniß davon ab, daß die Juden hier in Amerika sich geltend zu machen wissen und für das Gedeihen ihrer Rasse nach besten Kräften sorgen.

Es ist vielleicht noch nicht allgemein bekannt, daß auf dem Columbia College, der „University of Pennsylvania" und der „John Hopkins' Universität" besondere Lehrstühle für semitische Sprachen errichtet worden sind, die sich einer regen Theilnahme erfreuen. In dem „Hebrew Union College" werden zwar noch nicht im Jahre 1888, jedenfalls aber im Jahre 1889 zehn junge Leute ihre theologischen Studien beenden und als Rabbiner Stellungen im öffentlichen Leben einnehmen können. Ueberdies ist von Seiten der mehr orthodoxen Juden, welche von den portugiesischen Gemeinden in New York und Philadelphia Unterstützung erhalten, eine Bewegung angeregt worden, um eine Rabbinerschule nach echtem alten orthodoxen Muster zu errichten, doch glaubt das „Annual" nicht, daß eine derartige Anstalt sich unter dem fortschrittlich gesinnten Judenthum der Ver. Staaten werde halten können.

Vor längerer Zeit wurde auch von einigen Juden in den Ver. Staaten der Versuch gemacht, die Sabbathsfeier vom Samstag auf den Sonntag zu verlegen. Dieser Versuch schlug gänzlich fehl. Ein Jude mag seinen Sabbath nicht mehr feiern, er denkt aber deshalb noch lange nicht daran, an die Stelle des Sabbaths den christlichen Sonntag zu setzen. Auch spottet das „Annual" über die Idee, daß Juden zum „rechtgläubigen" Christenthum bekehrt werden könnten. Wenn ein Jude einmal von seinem Glauben abfalle, dann werde er höchstens ein Freigeist, nicht aber ein orthodoxer Christ.

Das „Annual" veröffentlicht schließlich eine Liste von mehr als 200 Juden, welche in den Ver. Staaten einflußreiche Aemter besessen haben oder noch besitzen. In New York allein wurden im letzten Herbst sechs Juden zu hervorragenden Aemtern gewählt, ein sichtbarer Beweis, daß man sich jetzt in Amerika nicht mehr an Rassen- und Glaubensvorurtheile kehrt, wie dies früher der Fall war.

Ueber Cumminsville in Ohio zogen vor einigen Tagen etwa 100 Krähen her, die aus irgend einer Ursache sich den Zorn der „ortsangesessenen" Sperlinge zugezogen hatten. Die Letzteren stürzten sich mit überwältigender Uebermacht auf ihre Gegner und jagten dieselben in die Flucht. Nach der „Schlacht" fand man mehrere Krähen, denen von den Sperlingen die Augen ausgehackt waren.

## Verschiedenes.

— Eine wundersame Ausrede. Ein in Ssaratow des Diebstahls einer Kuh angeklagter Bauernbursche wandte sich an einen Advocaten, der ihm, nachdem sie über den Preis von 75 Rbl. handelseinig geworden waren, seinen Beistand vor Gericht zusagte. Es kam zur Verhandlung. Der Angeklagte erscheint im Saale zur Verwunderung des Advocaten unter Bedeckung, da er doch bisher sich in Freiheit befunden hatte. Der Präsident wandte sich zu Beginn der Verhandlung an den Angeklagten mit der Frage, weshalb er sich unter Bedeckung befinde. „Ich bin auf einem Diebstahl ertappt worden," war die naive Antwort des Angeklagten. „Wie!" rief der Präsident aus, „Sie haben sich noch nicht wegen der ersten Beschuldigung verantwortet und haben schon einen zweiten Diebstahl ausgeführt?" — „Ja, was sollte ich denn anfangen, Ew. Excellenz," meinte der Angeklagte, auf den Advocaten hinweisend, „dieser da verlangt ja 75 Rbl. von mir, wo soll ich sie denn hernehmen?"

— Von einem unfreiwilligen Hynotiseur berichten Berliner Blätter: Eine lustige Gesellschaft von Künstlern und Kaufleuten war an einem der jüngsten Abende in dem bekannten Bier-Restaurant von Siechen in der Behrenstraße versammelt. Das Gespräch kam auf das Hypnotisiren. Ein Herr, Studiosus Schm., äußerte, er sei einige Male von Hansen seiner Zeit hypnotisirt worden und sei sehr empfänglich für derartige Nervenreize. Man lachte, wollte es nicht glauben, bis ein Herr aus der Gesellschaft den Studiosus Schm. scharf ansah und in der charakteristischen Weise des Hypnotisirens mit den Händen abwärts strich. In demselben Augenblick schloß Herr Schm., welcher an einem Pfosten stand, die Augen und blieb starr und steif stehen. Die anwesenden Gäste glaubten anfangs, man habe es mit einer gemachten Simulation zu thun, mehrere anwesenden Aerzte überzeugten sich jedoch selbst durch alle möglichen Mittel, daß der Hynotisirte im Starrkrampf war. Man schaffte ihn nach dem Hof, übergoß ihn mit Wasser und versuchte auf jede Weise, ihn zum Wachen zurückzubringen, wobei auch der Urheber dieses Zustandes, der sich seiner Kraft bisher gar nicht bewußt gewesen war und die hypnotisirenden Bewegungen nur aus Scherz gemacht hatte, sein Möglichstes that; es vergingen jedoch beinahe zwei Stunden, ehe man im Stande war, den Bewußtlosen ins Leben zurückzurufen. Unter den anwesenden Gästen herrschte eine gewaltige Aufregung.

— Ueber den Geschmack der Frauen verschiedener Völker in der Ehe sagt ein indisches Journal, indem es wieder einmal von der Vorliebe der Inder, die Europäer und Amerikaner, wo sie können, zu verspotten, ein amüsantes Zeugniß ablegt, Folgendes: „Die Französinnen lieben an ihrem Gatten eine freie Stirn und ein lachendes Gesicht; die Deutschen verlangen vor Allem, daß er seinem gegebenen Worte treu bleibe; die Holländerinnen bevorzugen friedliebende Männer, besonders solche, die nicht zum Streit neigen und ganz besonders sich nicht schlagen; die Spanierinnen wollen einen Mann, der ihre Ansprüche stolz zu vertheidigen und sie zu rächen versteht; die Italienerinnen lieben solche Männer, die sich nur mit Nachdenken und Phantasiren befassen; die Russinnen schätzen nur diejenigen unter ihren Landsleuten, welche die westlichen Völker für Wilde zu halten geneigt sind; die Däninnen lieben nur jene, welche im Lande bleiben und Reisen verabscheuen; die Engländerinnen wollen nur Gentlemen, die mit gekrönten Häuptern umgehen und deren Gunst zu erwerben wissen; die Amerikanerinnen aber würden jeden heirathen, ohne sich um seinen Rang oder seine gesellschaftliche Stellung zu kümmern, und wäre er auch bucklig, lahm, taub oder blind, vorausgesetzt nur, daß er reich ist."

— In der Provinz Posen ist auf dem Gebiete der Germanisirung durch die Schule ein neuer erheblicher Fortschritt zu verzeichnen. Erzbischof Dinder hat an die katholischen Religionslehrer der höheren Lehranstalten ein Rundschreiben gerichtet, in welchem daran erinnert wird, daß der frühere Erzbischof Ledochowski die Lehrer angewiesen hatte, nur in der Sekunda und Prima den Religionsunterricht in der deutschen Sprache zu ertheilen, dagegen in den unteren Klassen bis Tertia einschließlich die Schüler je nach ihrer Muttersprache, die deutschen in deutscher Sprache, die polnischen in polnischer Sprache zu unterrichten. Das hatte nach fruchtlosen Verhandlungen zwischen Erzbischof und Provincial-Schul-Collegium dahin geführt, daß schließlich, mit Ausnahme der rein deutschen Anstalten, in den unteren Klassen von Sexta bis Tertia einschließlich gar kein katholischer Religionsunterricht mehr ertheilt wurde. Um hierin Wandel zu schaffen, hat sich nun der jetzige Oberhirt der Posener Erzdiöcese, obwohl schweren Herzens, entschlossen, die Anordnungen seines Vorgängers umzustoßen und, im Einvernehmen mit dem Oberpräsidenten Folgendes zu bestimmen: 1) Der Religionsunterricht wird auf allen Klassen der höheren Lehranstalten der Erzdiöcesen Gnesen und Posen in deutscher Sprache ertheilt; 2) auf allen Klassen von Sexta bis Quarta einschließlich, also auf Sexta, Quinta und Quarta, wird bei der Unterweisung der polnischen Schüler die aushilfsweise Anwendung der polnischen Muttersprache zur Vermittelung des Verständnisses, soweit dieses erforderlich, zugelassen und gestattet; 3) in der Tertia wird der Religionsunterricht unter derselben Voraussetzung ertheilt, wie solcher gegenwärtig in der Prima und Sekunda unbeanstandet ertheilt wird; 4) der Memorirstoff wird nur in deutscher Sprache gelernt. Die strenge Durchführung des deutschen Religionsunterrichts, an der nach diesem erzbischöflichen Erlaß nicht gezweifelt werden kann, ist ein schwerer Schlag für das Polenthum, das seine Hoffnungen vergeblich auf die direkte oder indirekte Hilfe des neuen Erzbischofs gesetzt hat.

— Während des letzten Aufenthaltes der Königin von England in Balmoral bemerkte dieselbe, daß ein junges Mädchen vom Hause, Namens Minnie Sounders, stets mit verweinten Augen umherging. Die Königin forschte bei dem Schloßverwalter, was dem Mädchen geschehen sei, und erfuhr, daß die Sounders mit einem jungen Viehzüchter ein Verhältniß unterhalten, und daß dieser kurz vor der Hochzeit sein Wort zurückgezogen habe, weil ihm eine Braut mit einer Mitgift von zweihundert Pfund Sterling angeboten worden war. Die Königin beauftragte den Schloßvewalter, dem Mädchen zu sagen, daß, wenn sich für sie eine Partie treffe, Ihre Majestät ihr gleichfalls zweihundert Pfund Mitgift geben werde. Vor drei Tagen kam ein Brief der Sounders an die Königin, in welchem die verlassene Braut erfreut meldete, daß ihr Liebhaber erklärt habe, er würde sie bei gleich hoher Mitgift der Anderen vorziehen. Die Königin befahl, keine Zahlung zu leisten, und telegraphisch die Botschaft zu senden, daß das Geld nur dann zu beheben sei, wenn das Mädchen „einem ordentlichen, nicht aber einem wortbrüchigen Manne sich vermähle."

## Dezember.

Nun strahlt der Mond in voller Pracht
Vom klaren Himmelszelt
In eisiger Dezembernacht
Herab auf unsere Welt.

Von Schnee bedeckt sind Wald und Flur,
Rings ist es still und stumm.
Die Armuth und die Jugend nur
Treibt draußen sich herum.

Der Schlittenschellen hellen Ton
Wir hören ihn so gern
Im warmen Heim und freu'n uns schon
Des Christbaum's mit dem Stern.

Eh' sich zu Ende neigt das Jahr
Bringt er uns ja zurück
Mit seinem Lichte wunderbar
Der Jugend schönstes Glück!

### Einer Tänzerin.

Auf Deinem Grabstein wird vielleicht
Man einst die Grabschrift lesen:
„O wär' die Erde Dir so leicht,
Wie Du auf ihr gewesen."

— Grob wie Faltham. Lange Zeit war dies eine Redensart am englischen Hofe wie im Volk, wollte man einen Mann bezeichnen, der keine Rücksicht kannte. Sie kettete sich an folgendes Ereigniß. Faltham war Zolleinnehmer der Brücke von Hamptoncourt. Eines Tages kam das Jagdgefolge des dritten Georg an die Brücke und forderte im Namen des Königs, daß das Gitterthor zu derselben geöffnet werde. Faltham weigerte sich, ehe nicht jeder seinen Schilling bezahlt habe. „Ich erlege jährlich 400 Pfund Pacht und außerdem 1000 an Reparaturkosten; mir ist es daher gleichgiltig, ob Sie den Hof Sr. Majestät bilden, ob ein Hirsch, der durch die Themse geschwommen ist, Ihnen entgeht oder nicht." Man stritt sich noch, als der König selbst anlangte und sich den Fall erzählen ließ. „Mylords und Ladies!" sagte Georg, „ereifern Sie sich nicht; der Mann hat recht und muß seinen Zoll haben. Lord Sandwich, wir sind vierzig Personen. Geben Sie ihm vier Guineen." „Vierzig Personen machen nur zwei Pfund," entgegnete Faltham und erschloß das Thor; „ich übertheure niemand, auch nicht Eure Majestät. Mir ist es gleich, wer die Brücke passiert; aber auf meinen Schilling halte ich." Seit dieser Zeit hieß es am Hofe: „Grob wie Faltham!"

— Ein weiser Richter in Californien hat angeordnet, daß einem Todten eine Vorladung zugestellt werde, damit er — nicht der Richter, sondern der Todte — die Gründe angebe, warum er auf eine bezügliche Aufforderung der Grandjury nicht vor derselben erschienen sei. Der Richter bemerkte dabei, er wisse sehr wohl, daß der Mann todt sei, da er jedoch diese Nachricht nur in seiner Eigenschaft als Privatmann und nicht als Richter erhalten habe, so dürfe er in der letzteren Eigenschaft keine Notiz davon nehmen. Das Blatt, in welchem wir diese Notiz finden, bemerkt dazu, das möge gute Jurisprudenz sein, aber gesunder Menschenverstand sei es noch lange nicht.

— Freude in Israel. Meier: Haben Sie gelesen, was Busch von Bismarck erzählt, wie er sich für unser Volk und speciell für die Träger der Namen Meier und Cohn interessirt? Er ist und bleibt doch ein großer Mann. — Cohn: Was wollen Sie, er läßt sogar durchblicken, daß es ihm nicht unangenehm wäre, wenn seine Söhne sich für unsere Töchter interessirten. — Meier: Meine Rebe[illegible] ist an Josephssohn schon so gut wie versprochen, aber wenn sie Bismarcksohn haben will, lasse ich die Parthie noch zurückgehen.

— Woran man die Heiden erkennt. Fremder: Aber, Alter, Ihr müßt heute während des Gottesdienstes ungemein zerstreut gewesen sein, denn die ganze Zeit über hattet Ihr das Gebetbuch verkehrt in der Hand! — Alter Bauer (gutmüthig): Das kann schon sein, Herr, denn wissen S', ich hab' das Lesen nie g'lernt! — Fremder: Ja, warum schleppt Ihr denn dann überhaupt ein Gebetbuch mit? — Alter Bauer: Aber Herr! Ich werd' doch net ein solcher Heid' sein und ohne Gebetbuch in die Kirch' geh'n.

— Am Familientisch. Vater (zu seiner Tochter, einem Backfischchen, das zum ersten Male in der Oper gewesen): Nun, Luischen, wie haben denn die Sänger heut Abend gesungen? — Luischen: Ach, Papa, im Ganzen wohl nur recht mittelmäßig, denn sie haben mehrere Stücke noch einmal singen müssen.

— Die betrübte Braut. „O mein Fräulein, ich glaubte Sie über den gestern erfolgten plötzlichen Tod Ihres Herrn Bräutigams in tiefer Betrübniß vorzufinden und sehe Sie statt dessen am Klavier sitzen?" — „Wären Sie nur gestern gekommen, mein Herr, da war meine Verzweiflung groß!"

— Verehrer. „Gnädiges Fräulein werden sich gewiß bald verheirathen?" — Dame: „Ich verheirathe mich überhaupt nicht — ich bleibe zu Hause und blase Trübsal!" — Verehrer: „Würden gnädiges Fräulein vielleicht gestatten — daß ich mitblase!?"

— Ein Opfer der Freundschaft. „Aber, Anna, wo ist denn Dein schöner Lockenkopf hingekommen?" — „Gnädige Frau, das Regiment ist aus unserer Stadt fortgezogen, und da hab' ich einigen Bekannten eine Locke zum Andenken mitgeben müssen!"

— Im Wirthshaus. Gast: Der Hasenbraten war wirklich gut, Herr Wirth. Ob es nur wahr ist, daß manchmal Katzen für Hasen verkauft werden? Ich möcht' wohl 'mal Katzenbraten kosten. Wirth (schmunzelnd): Pst! Das war ja welcher.

— Der einzige Freund. — Mutter: „Aber Hans, weshalb spielst Du denn immer allein, hast Du denn gar keinen Freund?" — Hans: „Nein!" — Mutter: „Gar keinen?" — Hans: „O ja, einen hab' ich schon, den kann ich aber nicht leiden!"

— Als Desessarts, der früher Finanzbeamter gewesen, zu einem berühmten komischen Schauspieler geworden war, erschien sein Bild mit folgendem Autogramm des Künstlers: „Ich will die Menschen lieber lachen machen, als sie ruiniren."

— Richtig. Gast: Wirth, Ihr Bier ist aber matt — ist's Fäßchen schuld daran? Wirth: Wenn Sie so lange laufen wie das Fäßle, werden Sie auch matt.

— Der engbrüstige Mops. „Ei, Fräulein Pätzel, weshalb ziehen Sie denn aus?" — „Weil mein Moppel das viele Treppensteigen nicht vertragen kann."

— Auch eine Nippsache. Was schenkst Du Deiner Frau zum Geburtstage? — Eine Nippsache! — Was denn? — Eine Flasche Liqueur!

— Praktisch. Ich werde niemals einen Arzt heirathen! — „Warum?" — „Weil man dem nicht weißmachen kann, daß man ins Bad muß!"

— Immer voraus. Base auf dem Lande: Sieh' mal, Lieschen, da fällt der erste Schnee. Lieschen aus Berlin: Ach Gott, den haben wir in Berlin schon längst gehabt.